

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst

Band: 19 (1929)

Heft: 31

Artikel: Mein Schnittersonntagsschatz

Autor: [s.n.]

DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-643514>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 20.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

auch mit ihm gekommen ist, um sich zu verdingen. Vor-
erst aber kaufst er sich ein großes Lebkuchenherz, auf dem
gar schön geschrieben steht:

„Schnitterfundi u Aern,
Si no heiher als färn,
U äs Tröpfeli Wy,
U äs Rösli derbi,
U mis Schäzeli am Arm,
Das git halt warm.“

So, da steht das Lisebethli und wartet, ob der Hans
nicht bald kommt. Der gibt dem Mädelchen das Lebkuchen-
herz. Es sagt nicht viel, das Lisebethli; aber von seinem
Mieder nimmt es das schönste Rösli, so ein rotes, rotes,
und steckt es dem Hans ins Knopfloch.

Hei, Glückauf zum Schnittersonntag!

Mein Schnittersonntagschätz.

Von * * *

Heute war wieder einmal Schnittersonntag. Schon von
ferne erklang die heitere Weise des Rößlispiels: „O du
lieber Augustin, Augustin, o du lieber Augustin, alles ist
hin; 's Geld ist weg, 's Mädel ist weg, o du lieber Au-
gustin, alles ist hin.“ Da lachte ich heimlich und beschauten
frohgemut mein neues Zwanzigrappenstück, das mir die
Mutter geschenkt hatte. Wie das funkelte und leuchtete in
der Sonne! Was konnte man nicht alles kaufen mit zwanzig
Rappen.

Nun war ich schon ganz nahe beim Rößlispiel. Eben
ließen sie ein neues „Fahrt“ los: „Puppchen, du bist mein
Augenstern“, quitschte es vergnügt aus dem Kiekerkasten.

Hei, das war ein Leben!

Da stand eine freie Bühne, auf welcher ein Bajazzo
turnte, dort rief ein dicker Mann mit einer wunderbaren
goldenen Uhrkette fortwährend: „Nur hereinpaisiert, meine
Herrschäften, nur hereinpaisiert. Erwachsene zahlen vierzig
Rappen, Kinder die Hälfte.“

Was zum Kuckuck war denn eigentlich da drinnen los?
Was konnte man in dieser Bude sehen?

Nun schrie der Dicke wieder: „Ein Wunder, meine
Herrschäften, ein außerordentliches Wunder, wie Sie es
noch nie gesehen haben. Sie werden staunen. Sie werden
bewundern, meine Herrschäften. Sie werden ausrufen.
„Gott, ist so 'was möglich“, und einfach sprachlos sein vor
Bewunder- und Verwunderung. Sie müssen das gesehen
haben, mit eigenen Augen gesehen haben. Also nur immer
eintreten, meine hochverehrten Herrschäften. Erwachsene
zahlen vierzig Rappen; Kinder die Hälfte.“

In dem Augenblick kam Steffens Heiri aus der Bude,
ganz rot im Gesicht und fluchte: „Der Donnerli auch, bin
selbst eine Kuh, daß — —.“ Jetzt wurde ich erst recht
neugierig: „Was hast gesehen, Heiri?“ fragte ich. „Das
darf ich dir nicht sagen“, meinte er geheimnisvoll, „aber
etwas, uh etwas ganz, ganz Wunderbares, einfach etwas
uh“ — und dazu machte der Spitzbube ein Gesicht, wie wenn
er die heiligen drei Könige in leibhaftiger Person gesehen
hätte. „So red doch ums Himmelwillen“, bat ich. „Was
ist es? Ich habe dem Lehrer ja auch nicht gesagt, daß du
seine gelben Butterbirnen gestohlen hast.“ — „Mußt selbst
sehen, was ganz Saufseins“, lachte der Heiri, und fort war
er. Das mußte ich gesehen haben, und das mußte ich.

Schnell warf ich mein liebes Geld hin und bekam da-
für einen blauen Zettel. Scheu, fast ehrfurchtsvoll, trat ich
ein. In der Mitte des Zeltes stand eine — ja sah ich
recht —, stand eine Kuh. Eine regelrechte Kuh. Zwei Hörner,
einen Kopf und vier, nein fünf Beine, hatte sie. Sie be-
säß nämlich keinen Schwanz. An seinem Platze hing ein
Kuhbein. Ich schlich an das Tier heran. Jetzt hatte ich das
verhexte Bein gerade vor mir. Langsam, sachte, hob ich
den Pseudoschwanz. Richtig, er war nur angeleint. Schon

wollte ich aufbegehn, als plötzlich der Dicke mit der gol-
denen Uhrkette mir auf die Schulter klopfte und mich barsch
anfuhr: „Fort da, die Herren sehen ja nichts.“ Mit ernsten
Mienen betrachteten nun der Grunmattepp und Friedlis
Ernst, die reichsten Bauern des Dorfes, den geleimten Kuh-
schwanz. „He, hm“, meinte der Grunmattepp und krachte
sich in den Haaren. „Ja, he, hm“, echte nach einer Viertel-
stunde Friedlis Ernst und krachte sich hinter den Ohren, und
beide Bauern wackelten andächtig mit ihren Köpfen. Mit
einem Galgenlächeln schritt ich aus dem Zelt. Der Spaß
war wirklich zwanzig Rappen wert gewesen. Bergnügt schlenderte ich umher, bis mich plötzlich zwei rabenschwarze Augen
holt anlächelten. Betroffen hielt ich inne. Wer war das
nur? Die Mina und die Marie, die eine mein früherer, die
andere mein jetziger Schätz, waren zwar auch schön, dies
Mädchen aber war, war einfach himmlisch. Der tausend auch,
wenn sie ein weißes Kleid anhätte, so müßte sie ein Engel
sein. Solches dachte ich gaffend.

„Bub, gib mir zwanzig Rappen, darfst dann mit mir
Theater spielen.“

„Ja“, sagte ich freudig und langte in die Tasche. D's
Donner auch, da galt es rasch zu handeln. Doch wie ich auch
suchte, fort war fort. Natürlich, der geleimte Kuhschwanz hatte
mich mein gutes Geld gekostet. Ein rettender Gedanke blitze
auf. „Wart“, sagte ich schnell, „ich bin bald wieder da.“
Ich flog nach Hause. Die Mutter war ausgegangen. Das
war schlimm, sehr schlimm. Ich versuchte das Letzte und
suchte den Vater auf, der im Garten sein Sonntagspeischen
tubakte.

„Vater, lieber Vater, ich möchte gern zwanzig Rappen.“

„So“, machte mein Vater langsam und stieß ein mächtiges
Rauchföhlein in die Luft, „so, wo hast die andern
zwanzig, die ich dir gegeben habe?“

Die Leimgeschichte durfte ich dem Vater nicht erzählen,
der hätte mich damit ewig ausgelacht, und log deshalb
ohne lange zu denken: „Ich hab sie verschent.“

„So, wem denn?“

Himmel, jetzt saß ich fest! was sollte ich sagen? „Nun,
dem Dergelmann.“

„Bub, jetzt lügst“, donnerte mein Vater schrecklich,
„mach“, daß du fortkommst.“

„O weh, das war fatal. Mein Herz versank in den
hinteren Grund. Guter Rat war teuer. Wo Geld nehmen
ohne zu stehlen; denn Geld, Geld mußte ich haben, das
stand fest. Meine Blide tasteten im Zimmer umher, in
das ich mich geflüchtet hatte. Ach, da war ja mein Por-
zellanschweinchen. Einst als ich einmal gute Vorsätze ge-
faßt hatte, warf mir die Mutter zwanzig Rappen hinein.
Später hätte dann noch mehr hinzu kommen sollen, aber
auch nicht ein Fünfer verirrte sich durch den dunklen Spalt.
Im Garten, hinter den Haselstauden, zerstörte ich das
kleine Schweinchen. Es tat mir wirklich leid, ich liebte es
sehr, aber es mußte sein. Schon war ich wieder bei meiner
Freundin.

„Merci“, lächelte sie süß und ihre weißen Zähne blitzten.
„Jetzt will ich noch schnell Karussell fahren, dann wollen
wir Theater spielen.“

Vier „Fahrt“ machte sie mit. Eines kostete fünf Rappen.
Ich stand neben dem Rößlispiel und betrachtete sie.
Goldene Ohrröcklein und goldene Fingerringe hatte sie und
ein rotes Kleid. Ei, die mußte reich sein! Und hübsch war
das Mädchen, zum Treffen. Gerade spielte die Orgel: „Pupp-
chen, du hast so was, ich weiß nicht was.“

Ja gewiß, sie war nun mein Puppchen, mein Schnitter-
sonntagschätz. „So komm! Wir gingen zu einem Zelt.
Ein schlotteriger Herr, in langem himmelblauem Trag, emp-
fing uns. „Papa, ein Neuer“ flüsterte mein Schätz. —
„Gut, geht nur herein, meine Kinder.“ Wir traten ein.
Steffens Heiri, Gerbers Fritz und Siebers Max waren
auch schon da.

„Willst Theater spielen?“ fragten sie wie aus einem Mund. „Ja“, sagte ich ernst. O wie ich mich fühlte. — „Hast bezahlt?“ — „Ja“, sprach ich feierlich. Ich wurde als Genosse aufgenommen. Wie wir der Dinge harrten, die da kommen sollten! Vier Helden, blaß, mit zuckenden Lippen, doch feurigen Augen und würdigem Schweigen. Zwischen uns hin und her schritt mein Schatz, jeden einzelnen von uns und dann alle insgesamt ermahnd, ihrem Herrn Papa recht folgsam zu sein und zu bedenken, daß sie alles mit ansähe. Hierauf lächelte sie jeden wieder so mäuschenmarzipanfüß an, o so mäuschenmarzipanfüß!! Wenn nur die drei andern nicht gewesen wären; wie ich die hafte! Ein schlimmer Plan kam mir. Ich wollte ihre Sünden verraten. Dann mußten sie fort, die Unwürdigen, und ich, ich war allein. —

Schon begann ich: „Der Heiri hat die gelben Butterbirnen beim Lehrer...“ Da öffnete sich das Zelt. „Herauskommen.“ Nun war's zu spät. Ich wurde geschüpf und gedrückt und stand plötzlich auf einer offenen Bühne. Rings herum waren Menschenköpfe gruppiert. Köpfe ohne Zahl. Ein Meer von Menschenköpfen. Jetzt galt's!

„So, ihr Kerle, macht, was ich“, schrie ein Hanswurst. Wir schlugen einen Purzelbaum. Heiri fiel um und blutete aus der Nase. Er trat ab. Wir waren nur noch unser drei. Die Menge lachte. Wir aber, wir drei, waren Helden und schwiegen. Wir blickten alle drei auf ein rotes Kleidchen, sahen zwei Augen holdselig lächeln und eine Reihe weißer Zähne blitzten. Das gab Mut. Nun übers hohe Seil.

Der Bajazzo, der Papa der Vielgeliebten, ging voran. Ich folgte. Ha, ich war drüben, drüben, drüben!

Wie ich jubelte. Die beiden andern fielen ins Neß, zappelten und wurden fortgeschütt.

Ich war der Sieger! Nun setzte sich der Bajazzopapa aufs Hintergestell, streckte die beiden Zeigfinger in je ein Nasenloch und hupste über die Bühne. Ich sollte es nachmachen. Probierter. Es ging, aber schwer. Die Menschen lachten. Plötzlich wieherten sie, wie wenn der Teufel alle Höllengeister losgelassen hätte. Bestürzt schaute ich auf. Mein Vater, der Herr Pfarrer, stand vor der Bühne. Zornig, rot im Gesicht.

„Romm“, rief er. Ich ging, wankte, ging und wußte alles verloren, mein Geld und meinen Schatz. Das Ende vom Schnittersonntag war Schelte, kein Abendessen, zu Bett gehen.

Ich weinte, betete, schlief und träumte, Petrus und ein Engel, nein, viele Engel, eine Ewigkeit Engel mit marzipanfüßem Lächeln sangen: „Puppchen, du bist mein Augenstern, Puppchen, hab dich zum Fressen gern...“

Hierauf stand ich wieder vor der Leimkuh und riß und riß am Schwanz, bis ich plötzlich den Schwanz in den Händen hatte. Aus der Wunde aber quollen Zwanzigrappenstücke, endlos, endlos und drohten mich zu ersäufen, aber eine Stimme rief: „O du lieber Augustin, Augustin, Augustin, o du lieber Augustin, alles ist hin; 's Geld ist weg, 's Mädel ist weg, o du lieber Augustin, alles ist hin.“ —

Auf dem Ozean.

Von Oskar Kollbrunner.

In dunkeln Schwaden stürzt das Meer ums Boot. Sargförmig der Himmel. Ausgelöscht die Sterne. Ein schwüler Julimond nur, sichelt rot Und melancholisch aus der Schattenferne.

Das aufgeregte Wogenfeld durchflügt Des Bootes Kiel, als wären's Älterbreiten; Doch schollert keine Erde, zuckt und sprüht Kein Kieselstein bei dieser Pfugshaar Gleiten. Nur manchmal wetterleuchtet's überm Meer Und um das Boot flirrt eine falbe Helle — Allein der Mond verläßt mehr und mehr, Bis er verblutet vor des Morgens Schwelle.

*

Das Meer rauscht still und grüner Wellen Schäumen. Sagt mir, daß über allem Leben Schaum. Das Meer rauscht still und alle Sterne träumen, Die Nacht glänzt wie ein Silberlichterbaum.

Aus tausend Augen glüht mein Schiff zur Ferne, Bages Quirlen in dem Graugenist. In der Pupillen Gelblicht schwärzt die Nacht. Hat ein Streichen Bläue hingewischt. Am Mastbaum hoch glut's aus der Schiffslaterne — Sonne, lebst du noch? — Ich lebe, ja, Ein leises Windspiel hat sich ausgemacht. Noch ein Stündchen Mut, und ich bin da!

Gut' Fahrt! Gut' Glück! geht es im Nachwind singen. Indes am Strand das letzte Licht verglimmt, Und fahrt und falber wird die Luft und schwer. Und unser Schiff, umspielt von Mövenschwingen, Und tief in mottenbleiches Licht getaucht, Stets unbeirrt den Weg gen Osten nimmt. Gespenstet rings das unruhschwangere Meer, Von unseres Schiffes Schloten überrauht.

Nebel schluckt des Horizontes Kreis, Neptun wird zum grauen Mummelkreis. Alle Ferne ist mir nun verstellt, Und das Schiffshorn gellt.

In die Nebel frischt ein dumpfer Ton, Solche Töne bläst kein Postillion Und von irgendwo es Antwort rauht Lang und klägelaut.

Die Möve segt als grauer Schatten hin Schweißische springen ängstlich hinterm Bug. Raubvogelbüster niedere Wolken ziehn, Fast streifen sie die See im jachen Flug.

Und dann auf einmal wird es totenstill. Und dann durch finsternes Gewölk ein Strahl Und dann ein Mövenschrei kurz und schrill Und dann des Donnersturmes Wutchoral.

Nun ade, du mein lieb Heimatland!

Brief eines Schweizers aus den Wältern Canadas.

Nachstehender Brief wurde uns mit Einverständnis des Verfassers von den bernischen Verwandten, an die er gerichtet war, freundlichst zur Verfügung gestellt. Er ist voll von interessanten Beobachtungen und Erlebnissen und dürfte von unsern Lesern mit lebhafter Anteilnahme gelesen werden. Wir geben ihn im Wortlaut wieder mit einigen notwendigen Kürzungen und stilistischen Umstellungen. Wir machen noch besonders aufmerksam auf die Einladung des Verfassers am Schluß des Briefes, ihnen, die fern von der Heimat und von vertrauten Menschen den schweren Lebenskampf führen müssen, durch ein Brieleiste oder Kärtlein oder eine Lettre eine Freude zu bereiten. Wir lassen den Schlussatz unberührt, immerhin möchten wir den Heiratslustigen unter unsern Leserinnen dringend geraten haben, sich die Sache gut zu überlegen. Verantwortung für unerfüllte Hoffnungen vermöchten wir nicht zu tragen. Die Red.

Nazko B. C., 12. August 1928.

Schon $\frac{1}{4}$ Jahr ist verstrichen, seit ich aus der Heimat fort, mit noch zwei Reisegenossen in die weite Welt zog. Weit war der Weg und lange hat es gedauert, bis wir am Ziel waren, am Nazko-River, tief in den Wältern Bri-

tisch Columbias, wo mein Bruder seinen Wigwam aufgeschlagen hat.

Die Reise verlief im großen und ganzen recht gut. Dienstag den 25. April verließen wir die Schweiz und schon am 27. Mai hielten mein Reisegenosse und ich unsren Einzug in der Blockhütte meines Bruders am Nazko, während die andern drei erst am 10. Juni antrüden. Doch ich will der Reihe nach berichten.

Samstag abend $\frac{1}{2}$ Uhr schiffsten wir uns auf dem Dampfer „Empress of Scotland“, einem der größten Schiffe der „Canadian Pacific Line“ ein. Das Schiff hat eine Tonnage von 37,700 Tonnen, und wir Landratten rissen unsere Augen weit auf über all das Neuartige, noch nie Gesahene. Für die Seereise hatten wir Touristklasse gelöst und es nicht bereut, waren doch in der 3. Klasse zirka 60 Polaken und andere östliche Völker, während wir in unserer 2. Klasse sehr nette Reisegesellschaft antrafen. In der 1. Klasse fuhren zirka 300, in der 2. 330 und der 3. zirka 70 Passagiere. Die Verpflegung war der unserer erstklas-